Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 110 (1990)

Artikel: Abwehr des Traumes : Betsy Meyer-Ulrich (1802-1856)
Autor: Burkhard, Marianne
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985362

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MARIANNE BURKHARD

Abwehr des Traumes: Betsy Meyer-Ulrich (1802–1856)

Vorbemerkung

Betsy ist eine in Zürich gebräuchliche Abkürzung für Elisabeth. Dieser volle Name wird weder von Betsy Meyer-Ulrich noch von der Familie gebraucht. Forscher nennen Conrad Ferdinand Meyers Mutter meistens Elisabeth, um so die Mutter von der ledig gebliebenen Tochter Betsy Meyer (1831–1912) zu unterscheiden, die als Vertraute, Sekretärin und spätere Biographin im Leben und Werk des Bruders eine wichtige Rolle spielt. Da der Name Elisabeth Meyer auf mich künstlich wirkt und da die häufige Wiederholung von «Betsy Meyer-Ulrich» schwerfällig ist, habe ich mich im Interesse der Klarheit entschieden, für sie ihren Mädchennamen Betsy Ulrich zu verwenden.

«Die edelsten Eigenschaften des Geistes»

Das am meisten zitierte Charakterbild von Betsy Ulrich enthält fast ganz am Anfang die bemerkenswerten Worte: «In ihr aber fand ich die edelsten Eigenschaften des Geistes, schnellen und klaren Verstand, tiefen Durchblick...»[1] Dieses Lob ihres Geistes aus der Feder des Schweizer Rechtshistorikers Johann Caspar Bluntschli (1808–1881) ist nicht zu un-

---

Die Originalbriefe von und an Betsy Ulrich finden sich im C. F. Meyer-Archiv der Zentralbibliothek Zürich unter den Signaturen CFM 385–87, ihre Aufzeichnungen und Lesefrüchte unter CFM 388–89.

[1] Johann Caspar Bluntschli. *Denkwürdiges aus meinem Leben.* (2 Bde. Nördlingen: Verlag der Beck'schen Buchhandlung, 1884), Bd. 1, S. 156.

terschätzen, denn Bluntschli verkehrte schon als Student in Bonn und Berlin in der Aristokratie des Geistes, traf u. a. auch Bettine von Arnim, und wirkte ab 1848 an den Universitäten von München und Heidelberg als Professor der Rechte. Das Bild, das er von Betsy Ulrich, der Frau seines Studienfreundes Ferdinand Meyer (1799–1840), entwirft, lässt aufhorchen: sie erscheint darin nicht nur als eine Frau von aussergewöhnlichen geistigen Gaben, sondern auch als eigenständige Persönlichkeit, nicht einfach als Frau ihres Gatten und überhaupt nicht als Mutter ihres bei der Abfassung dieser Memoiren bereits bekannten Sohnes Conrad Ferdinand Meyer (1825–1898)

Doch auch als Dichtermutter findet sie regelmässig besondere Beachtung, die allerdings zwiespältiger Natur ist. Denn wo immer Conrad Ferdinand Meyers künstlerische Entwicklung in ihrer merkwürdigen Langwierigkeit dargestellt wird, fällt der Blick auch auf die Rolle, die seine Mutter für ihn gespielt hat. Neben Bluntschli wird oft auch der italienische Baron Bettino Ricasoli (1809–1880) zitiert, der sie als «die edelste und verehrungswürdigste Frau» bezeichnet, die er kenne[2]. Im Zentrum des Interesses steht jedoch das schweigende Missfallen, das diese gebildete Frau den künstlerischen Träumen ihres Sohnes von 1845 bis zu ihrem Tod entgegenbrachte, als er in dunkler, doch starker Ahnung seines Talentes sich vom juristischen Studium in eine einsame Welt des planlosen Lesens und Schreibens zurückzog. Ohne direkte Vorbilder und Beratung, unterstützt nur von der jugendlichen Begeisterung der jüngeren Schwester, war Meyer unfähig, klar Stellung zu nehmen oder zu handeln. Betsy Ulrich schwieg missbilligend, liess ihn aber gewähren. Diese Situation führte 1852 zu einer akuten Nervenkrise, die Meyers Einlieferung in die Heilanstalt Préfargier bei Neuchâtel nötig machte.

Betsy Ulrich teilt also nicht das Schicksal jener Dichtermütter, die der Nachwelt (fast) nur dem Namen nach bekannt sind. Dennoch wissen wir wenig über sie. Unbekannt ist die eigentliche Geschichte der Frau, die während eines Aufenthalts in Préfargier am 27. September 1856 den

---

[2] Vgl. Adolf Frey. *Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke.* (Stuttgart: Cotta, [4]1925), S. 25. Die erste Auflage dieser Biographie erschien 1900, zitiert wird hier nach der Ausgabe von 1925; im folgenden als Frey, CFM, bezeichnet.

Tod im Wasser suchte, nachdem man ihr den bald bevorstehenden Besuch ihrer Tochter Betsy angekündigt hatte. Weitgehend unerforscht sind die Probleme, die den Depressionen in dieser intelligenten Frau Vorschub leisteten und sie schliesslich dazu trieben, sich der sie mit Liebe und Geschick umsorgenden Tochter auf so verletzende Weise zu entziehen. Ist uns Betsy Ulrich einerseits als Faktor in der Biographie ihres Sohnes durchaus gegenwärtig, so fehlt uns andrerseits eine genauere Kenntnis ihrer eigenen Lebenswirklichkeit.

Präsenz und Absenz bezeichnen das ungewöhnliche Wesen dieser begabten und tief unglücklichen Frau. Im Werdegang des Sohnes spielt sie die zentrale Rolle, denn nach dem Tod ihres Gatten Ferdinand Meyer 1840 liegt die Führung des heranwachsenden, kaum 15jährigen Sohnes allein in ihren Händen. Da auch in der näheren Verwandt- und Bekanntschaft niemand ist, der sie in dieser schwierigen Aufgabe unterstützen kann, ist sie für Conrad[3] allein Autorität und Bezugspunkt. Daran fühlt er sich offensichtlich auch gebunden, denn er lebt mit nur zwei kurzen Unterbrechungen (1843–1844 und 1852–1853) bis zum Tod der Mutter in ihrem Haushalt, ihrem unmittelbaren Wirkungskreis.

In Meyers Werk hingegen hat sie kaum Spuren hinterlassen, denn Müttergestalten sind darin auffallend selten. Fast alle seiner Protagonisten verlieren ihre Mutter früh oder haben sie gar nicht gekannt – so etwa Hans Schadau *(Das Amulett)*, Lucretia Planta *(Jürg Jenatsch)*, Gustel Leubelfing *(Gustav Adolfs Page)*, Julian Bouffler *(Das Leiden eines Knaben)* und Angela Borgia. Bei andern wird die Mutter nicht oder nur kurz erwähnt, etwa bei Jürg Jenatsch, Lucrezia Borgia, bei Hutten und Hans dem Armbruster *(Der Heilige)*, und die durch ihre Liebe berühmt gewordene Mutter von Thomas Becket (vgl. das Gedicht «Mit zwei Worten») tritt in der Geschichte ihres Sohnes nicht auf. Und in den Balladen setzt Meyer Söhne und Töchter fast ausschliesslich zu ihren Vätern in Beziehung.

In zwei Werken jedoch stehen Mütter im Brennpunkt: Angela in *Engelberg* ist ein leuchtendes Beispiel mütterlicher Liebe und Hingabe,

---

[3] In der Taufe erhielt Meyer den Namen Conrad, dem er erst 1865 den Namen seines Vaters beifügte, um sich von einem andern Zürcher Schriftsteller namens Konrad Meyer (1824–1903) zu unterscheiden; 1877 liess er den doppelten Vornamen legalisieren.

Stemma in der *Richterin* verkörpert eine fragwürdige mütterliche Allmacht. Ähnliche Ambivalenz herrscht in den Gedichten. «Das Gemälde» und «Hesperos» preisen treue Mutterliebe, «Das begrabene Herz» zeigt stummes, hoffnungsloses Leiden einer Mutter, und in «Schwüle» ruft die Stimme der Mutter tödlich verlockend aus der Tiefe des Sees. In seinen wenigen Mutterfiguren stellt Meyer zwar die emotionellen Dimensionen der Mutter-Kind-Beziehung dar, nicht aber den Bereich des Geistig-Intellektuellen, den er selber wie auch andere an seiner Mutter ausdrücklich hervorheben.

Präsenz der Mutter in der Biographie des Dichters, Absenz von Mutterbildern in seiner Dichtung – Betsy Ulrich ist offensichtlich zugleich anwesend und unsichtbar, sie ist als Mutter C. F. Meyers bekannt und zugleich unverstanden. Wer ist diese sichtbar-unsichtbare Frau? Was können wir von ihrer Persönlichkeit erfahren, was von ihrem Lebensweg vor der schweigsam zähen Auseinandersetzung mit dem Sohn?

Conrad Ferdinand Meyer hat seine Mutter zweimal kurz charakterisiert. In der «Autobiographischen Skizze» von 1876 schreibt er, die dritte Person für sich selbst benutzend: «Den Vater verlor er schon 1840 und wurde durch eine fast überzarte Mutter von seltener Liebenswürdigkeit und Begabung erzogen...»[4] Als er fast zehn Jahre später erneut gebeten wird, sein Leben kurz zu umreissen, nennt er sie «eine Frau von grosser Liebenswürdigkeit und originellem, aber feinem Wesen, nicht ohne einen Anflug von Melancholie, ‹heiterer Geist und trauriges Herz›, wie sie sich selbst charakterisierte»[5]. Zugleich verweist er auf das Bild, das Johann Caspar Bluntschli «mit Meisterhand» von ihr entworfen hat und meint: «ich hätte kein Wort dazu und keines davon zu thun.»

Wenn wir diesen Zeugnissen des Sohnes nun auch noch Bluntschlis Beschreibung in ihrer Vollständigkeit beifügen, so geschieht dies nicht allein auf Grund von Meyers Empfehlung, sondern auch deshalb, weil Bluntschlis Text von besonderer Aussagekraft ist und für unsere Zwecke reiche Anregungen enthält.

---

[4] Vgl. Adolf Frey (Hrsg.). *Briefe Conrad Ferdinand Meyers. Nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen.* (2 Bde. Leipzig: Haessel, 1908), Bd. 2, S. 440; im folgenden als *Br* 1 und 2 bezeichnet.

[5] Dieser Text, 1885 erschienen, trägt ebenfalls den Titel «Autobiographische Skizze», *Br* 2, S. 507–8.

Sie erschien mir wie das lebendig gewordene Ideal der Weiblichkeit. Geistreiche Frauen, die mit den Männern wetteiferten, waren mir unangenehm. In ihr aber fand ich die edelsten Eigenschaften des Geistes, schnellen und klaren Verstand, tiefen Durchblick, feines, sittliches Gefühl mit lieblichster Anmut, Sanftheit und Milde gemischt. Sie war eine treue, sorgende Gattin, eine gute Mutter, eine aufopferungsfähige Freundin der Armen, eine anspruchslose Hausfrau und eine freundliche und heitere Wirtin. In ihrer Gegenwart fühlte ich mich wie gehoben und reiner als sonst. Sie war tief religiös, aber nicht unduldsam und nicht kopfhängerisch. Die Religion gab ihr einen Halt, dessen sie umso mehr bedurfte, als ihr beweglicher und entzündlicher Geist sie leicht hätte ins Masslose und ins Weite fortreissen können. Es war etwas Ungewöhnliches und Unberechenbares in ihr. Dadurch war sie ihrem Manne, so hochgebildet er war, doch geistig überlegen. Seine Tugend war schulgerechter als die ihrige. Sie konnte wagen, wozu ihm der Mut schwankte. Für mich hatte sie das Gefühl einer ältern Freundin und inniges Wohlwollen. Aber auch ihr Geist wurde in meiner Gegenwart belebter und heller. Eine innere, niemals in Worten ausgesprochene Sympathie verband uns. Am Ende ihres schweren Lebens und am Schlusse eines langen Witwenstandes wurde sie noch ein Opfer ihrer kranken Stimmung und ihrer leidenden Nerven. Zur Heilung in eine Anstalt für Gemütskranke gebracht, fand sie Kühlung und Tod in den Fluten (vgl. Anm. 1).

In der Meyer-Forschung werden Teile dieser Beschreibung zwar immer wieder zitiert, doch lediglich als Einleitung zur Diskussion von Meyers Krisenjahren. Damit wird die Mutter hauptsächlich aus der Perspektive des Sohnes betrachtet, dessen schwieriger Selbstfindung sie mit religiösen Bedenken und pedantischen Verhaltensregeln begegnet; damit werden gerade ihre besonderen Fähigkeiten, die Bluntschli hervorhebt, mit Schweigen übergangen und bleiben sozusagen «unter-interpretiert».

Aus feministischer Sicht ist dieser Text zudem ein Paradebeispiel für die zwiespältige, von traditionellen Rollenvorstellungen befrachtete Lobesweise, die Männer intelligenten Frauen angedeihen lassen. «Ideal» ist Betsy Ulrichs Geist erst – und nur – in Verbindung mit den typisch weiblichen Tugenden der heiter-harmonischen Fügsamkeit (Anmut, Milde, Sanftmut, sittliches Gefühl) sowie den ebenso typisch weiblichen Funktionen der hingebungsvollen Pflege (sorgende Gattin, Mutter, aufopferungsfreudige Freundin der Armen, freundliche Wirtin). Wie stark diese Rollenbilder die Äusserungen eines aktiven Geistes entschärfen, tritt dort zu Tage, wo Bluntschli Betsy Ulrich als ihrem Mann «doch

geistig überlegen» bezeichnet. Bei näherem Zusehen verrät somit gerade das zuerst so grosszügig erscheinende Lob die untergründigen Spannungen, mit denen sich Betsy Ulrichs ungewöhnlicher Geist auseinanderzusetzen hat.

«Frauen-Liebe und -Leben»

In der Deutung jedes Frauenlebens geht es um zwei prinzipielle Probleme. Da ist einmal die Frage nach den biographischen Daten, den Zusammenhängen von Persönlichkeit und Ereignissen. Dazu erhebt sich jedoch auf einer zweiten Ebene die Frage nach der Perspektive, aus der diese verschiedenen Daten interpretiert werden. Dieses zweite Problem ist hier zuerst anzusprechen, um so den Rahmen für Darstellung und Deutung der Biographie klarzustellen.

Meyer-Forscher sehen die Gründe für Betsy Ulrichs ängstliche, den Sohn so unheimlich beengende Strenge vor allem in zwei Bereichen: zuerst im offensichtlichsten biographischen Trauma, dem frühen, in ihrem Haushaltungsbuch als «Todesstoss» (Frey, CFM, 36) bezeichneten Hinschied des Gatten, und sodann in einer weniger sichtbaren seelischen Deformation, einer nach 1840 fortschreitenden Depressivität. Ein Beispiel für dieses Vorgehen bietet die erst kürzlich erschienene Studie von Karl Fehr «Elisabeth Meyer-Ulrich: Versuch einer Konfliktanalyse» [6], in der sowohl die biographische wie auch die psychologische Deutung angewendet und zugleich erweitert werden. Als erster weist Fehr darauf hin, dass ausser dem Tod des Gatten zwei weitere Todesfälle eine tiefe Verunsicherung auslösten, nämlich derjenige des 19jährigen Bruders Henri im Jahre 1817 und derjenige von Antonin Mallet, einem langjährigen, geistig behinderten Familienpflegling, im Jahre 1856. Das Verständnis der psychischen Lage erhellt Fehr sodann mit Zitaten aus bisher nicht ausgewerteten Briefen Meta Heussers (1797–1876) [7] an ihre lang-

---

[6] Vgl. Karl Fehr. *Conrad Ferdinand Meyer: Auf- und Niedergang seiner dichterischen Produktivität im Spannungsfeld von Erbanlagen und Umwelt.* (Bern/München: Francke, 1983), S. 50–77; im folgenden als Fehr bezeichnet.

[7] Der Zugang zu Meta Heusser-Schweizer (1797–1876), Arztgattin im Hirzel und Mutter von Johanna Spyri (1827–1901), ist heute durch die von Karl Fehr bestellte Ausgabe ihrer *Hauschronik* (Kilchberg: Mirio Romano, 1980) erschlossen.

jährige Freundin Betsy. Darin spiegelt sich die unglückliche Mischung von depressiven Anlagen und einem pietistischen Gefühl von tiefer persönlicher Sündhaftigkeit auf eindrückliche Weise. Mit diesem Material bringt Fehr zweifellos interessante neue Aspekte in die Diskussion, bleibt aber dennoch in jener traditionellen Deutungsweise befangen, die Betsy Ulrichs Verhalten ihrem Sohn gegenüber lediglich als individuell-psychisch bedingtes Versagen sieht.

Was bei solchem Vorgehen ausser Acht gelassen wird, ist die Umwelt im weiteren Sinne, d.h. die überindividuellen Gegebenheiten von Geschlecht, geschlechtsspezifischen Rollenmustern und allgemein verbindlichen Kulturnormen. Mit andern Worten: Betsy Ulrich wird nur als Individuum im Umkreis der unmittelbaren Familie betrachtet, nicht aber auch als Frau, die als solche ganz bestimmten Rollenerwartungen ausgesetzt ist und die dadurch in ihrem Verhalten bereits auf die eine oder andere Weise bestimmt sein könnte. Die vorliegende Studie setzt sich daher zum Ziel, Betsy Ulrich als Frau in ihrer Zeit und Kultur zu sehen. Es geht um den Versuch, ihre individuellen Züge im Kontext ihrer gesellschaftlich-historischen Umwelt deutlicher herauszuarbeiten. An Material dazu fehlt es nicht, denn das C. F. Meyer-Archiv in der Zentralbibliothek Zürich besitzt eine grosse Anzahl von Briefen, die Betsy Ulrich zwischen 1817 und 1856 an ihre engere Familie, an Verwandte und Freunde geschrieben hat. Diese reichhaltigen Äusserungen ihrer Persönlichkeit sind bisher nur sehr spärlich ausgeschöpft worden; wie zu erwarten ist, beziehen sich die in den einschlägigen Meyer-Biographien ausgewählten Zitate und die wenigen ganzen Briefe überwiegend auf Conrads Jugend und seine Krisenjahre[8].

Um Betsy Ulrichs Wesen und Eigenart näher zu kommen, muss ihrer eigenen Entwicklung mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Im

---

[8] Zitate und ganze Briefe von Betsy Ulrich finden sich hauptsächlich in den folgenden Werken:

- Robert d'Harcourt. *C.-F. Meyer: La crise de 1852–56. Lettres de C.-F. Meyer et de son entourage.* Paris: Alcan, 1913; im folgenden als *Crise* bezeichnet. Dieses Werk enthält 22 Briefe der Mutter (12 an den Sohn, 8 an Cecile Borrel, 2 an Dr. James Borrel) aus den Jahren 1852–55.
- Maria Nils. *Betsy. Die Schwester Conrad Ferdinand Meyers.* Frauenfeld/Leipzig: Huber, 1943.
- Lily Hohenstein. *Conrad Ferdinand Meyer.* Bonn: Athenäum, 1955.

Mittelpunkt der Darlegungen steht hier die Zeit von 1820–1840, und besonders ihr Aufenthalt in Lausanne (1821–1822) sowie die ersten Jahre der Ehe (1825–1831). Die Jahre nach 1840 werden aus zwei Gründen lediglich gestreift: Für ein besseres Verständnis ihrer schwierigen Beziehung zum Sohn und seiner Neigung zur Kunst ist es zuerst einmal notwendig, besseren Einblick in ihr Leben vor dem traumatischen Verlust des Gatten zu gewinnen. Das ist zugleich die Periode, die in der Meyer-Literatur sehr summarisch oder gar nicht behandelt wird. Die Arbeit an der ausgedehnten Korrespondenz Betsy Ulrichs macht sodann deutlich, dass eine angemessene Darstellung der Krisenjahre 1845–1856 viel mehr Raum verlangt, als hier zur Verfügung steht.

Auch die Frage von Betsy Ulrichs pietistisch gefärbter Frömmigkeit bleibt hier weitgehend ausgeklammert, weil sie einerseits immer wieder Beachtung findet und andrerseits im Rahmen einer Neuinterpretation dieses Frauenlebens nicht knapp abzuhandeln ist. Wenn hier also von Betsy Ulrichs Leben vor allem biographische Fakten bis 1840 und allgemein kulturelle Elemente zur Sprache kommen, so geschieht das aus der Überzeugung heraus, dass erst auf dieser Basis eine umfassendere Neuinterpretation dieser vielschichtigen Frau möglich und sinnvoll ist.

Adolf Freys grundlegende Biographie über C. F. Meyer stellt die äusseren Daten im Leben seiner Mutter zusammen. Sie wird am 10. Juni 1802 in Zürich geboren, erlebt mit 15 Jahren das Sterben des einzigen, hochbegabten Bruders Henri (1798–1817), verbringt 1821/2 ein Jahr in Lausanne, wo sie Ferdinand Meyer, den besten Freund ihres Bruders wieder trifft und näher kennenlernt; im Oktober 1824 heiraten die beiden in Zürich. Das junge Paar wohnt vorerst bei den Eltern Ulrich, zieht aber kurz nach der Geburt von Conrad am 11. Oktober 1825 in eine eigene Wohnung. Am 7. Januar 1828 stirbt der Vater, wonach die Mutter mit Antonin Mallet in den Meyerschen Haushalt übersiedelt; 1830 zieht die Familie in das Haus «Zum Grünen Seidenhof», wo am 19. März 1831 die Tochter Betsy geboren wird. Am 10. Mai 1840 verliert Betsy Ulrich ihren Mann und 1843 ihre Mutter, deren immer heitere Gesellschaft und hilfsbereite Unterstützung im Haushalt sie hoch schätzte. 1845 vertauscht die kleine Familie das geräumige Haus mit einer Wohnung im Stadelhofen; die folgenden Jahre stehen unter den immer dunkler werdenden Schatten von Conrads eigenbrötlerischer Untätigkeit, die schliesslich 1852 zu Halluzinationen und seiner Einlieferung in die Heilanstalt Préfargier am Neuenburger See führt. Nachdem Conrad das Jahr

1853 vorwiegend in Lausanne verbracht hat, kehrt er aufs Neujahr 1854 geheilt in den Stadelhofen zurück. Zwar ist er noch immer ohne Beruf und ohne konkrete Berufsaussichten, arbeitet aber als Übersetzer[9].

Im Juli 1856 stirbt Antonin Mallet nach monatelanger Krankheit, die Betsy Ulrich körperlich und seelisch aufreibt. Schwere Depressionen machen eine Kur notwendig; die Tochter Betsy bringt sie zuerst ins Heim der evangelischen Brüdergemeinde in Wilhelmsdorf bei Ravensburg und dann, als keine Besserung eintritt, nach Préfargier, das vier Jahre früher so wohltätig auf Conrad gewirkt hatte. Doch ihr Gemüt bleibt verdüstert; wie ihre Abschiedsbriefe zeigen, erwägt sie den Selbstmord und stürzt sich am 27. September in einem unbewachten Augenblick in die Zihl.

Diese Daten umreissen ein typisches Frauenschicksal, dessen Stationen fast ausschliesslich durch Familienereignisse – Heirat, Geburt und Tod – markiert sind. Es ist ein Beispiel von «Frauenliebe und -Leben»: Betsy Ulrich liebt ihre Familie mit grosser Ausschliesslichkeit, doch wieder und wieder verliert sie durch den Tod geliebte Menschen, geliebte Männer, auf die sie sich emotionell besonders stützt. Das Sterben des Gatten, mit dem sie eine enge geistige und religiöse Gemeinschaft verbindet, erlebt sie als «Todesstoss», der sie des wesentlichen Halts im Leben beraubt. Prägend sind aber schon zwei frühere Todeserlebnisse.

Der Tod des Bruders 1817 trifft die Fünfzehnjährige so tief, dass man auch um ihr Leben besorgt ist (Fehr, S. 53). In dieser Zeit verstärkt sich wohl ihre Beziehung zum Vater, mit dem sie eine lebendige Phantasie und eine Neigung zur Melancholie teilt. So sehr Johann Conrad Ulrich Stimmungen ausgeliefert ist, so versteht er es doch, auf Grund energischer Tatkraft und christlicher Überzeugung auch empfindliche Rückschläge in seinem Leben in produktive Tätigkeit zu verwandeln. Als er die in Paris beim Abbé de l'Epée erworbene Ausbildung zum Taubstummenlehrer in Zürich nicht anwenden kann, geht er 1786 kurzerhand nach Genf, wo er neun Jahre erfolgreich wirkt; nach seiner Rückkehr in

---

[9] *Erzählungen aus den merowingischen Zeiten* von Augustin Thierry erschien ohne den Namen des Übersetzers 1855 bei Friedrichs in Elberfeld; eine Neuausgabe, eingerichtet von Gerlinde Bretzigheimer und Hans Zeller, erschien 1972 im Zürcher Manesse Verlag. 1857 erschien wiederum anonym Guillaume Guizots *Lady Russel. Eine geschichtliche Studie.* bei Beyel in Zürich.

die Heimat übernimmt er sogar mit Geschick die politischen Ämter, die ihm in der Helvetik und Meditationszeit zufallen, verfolgt aber zugleich sein ursprüngliches, erst im Alter erreichtes Ziel, dem Zürcher Blindeninstitut eine Taubstummenanstalt anzugliedern. So ist der Vater für Betsy Gefährte in der bisweilen beängstigenden Intensität der Gefühle und verpflichtendes Beispiel für praktische Tätigkeit sowie Werke christlicher Nächstenliebe.

Der Tod dieses Vaters ist für Betsy Ulrich m. E. ebenfalls von einschneidender Bedeutung. Sie ist drei Monate lang krank, was selbst im Hinblick auf ihre anfällige Gesundheit – sie leidet zeit ihres Lebens an migräneartigen Kopfschmerzen und ist heftigen Erkältungskrankheiten ausgesetzt – ungewöhnlich ist. Trotzdem geht Fehr wie alle andern Biographen nicht weiter auf dieses Ereignis ein, weil es in die frühe und äusserlich unbelastete Zeit ihrer Ehe fällt, als Ferdinand Meyers Tätigkeit als Zürcher Staatsschreiber noch nicht in den Strudel politischer Umschwünge geraten ist und ihr der kleine Conrad ungetrübte Freude bereitet.

Die junge Frau reagiert auf diesen Todesfall aber nicht nur physisch, sondern auch geistig: soweit sich das heute feststellen lässt[10], beginnt sie am Todestag des Vaters ihr Tagebuch. Darin notiert sie nicht nur Conrads Krankheiten und seine grüblerischen Fragen oder die Lesefrüchte aus ihrer weitgespannten Lektüre, sondern auch ihre ganz persönlichen Gedanken und Gefühle. In diesen Aufzeichnungen zitiert sie gleich am Anfang die Mahnung des Vaters «Warum immer *träumen* (Ulrichs Hervorhebung), liebe, liebe Betsy... Es ist eine schöne Sache um die Phantasie, solange der Verstand die gehörige Oberhand über sie behält;...» (Bl. 4)[11]. Das ist die einzige Stelle in ihren Schriften, die darauf hinweist, dass sie sich mit ihrer Neigung zum «Träumen», zu einem Überspringen der Realität und einer potentiell künstlerischen Phantasie auseinandersetzt. Die Verbindung von Seltenheit, indirekter Form (Zi-

---

[10] Nach Frey, CFM, 24, führt sie dieses Tagebuch von 1828–36; es ist heute nur noch in einer auszugsweisen Abschrift von Freys Gattin Lina erhalten (vgl. CFM 388.1). Die Abschrift zählt 20 Blätter und ist von 1828–30 wohl recht ausführlich; das Original zählte 112 Oktavblätter.

[11] Zitiert bei Robert d'Harcourt. *C.-F. Meyer. Sa vie, son œuvre.* (Paris: Alcan, 1913), S. 7; zitiert als *Vie.*

tat) und verstecktem Ort (Tagebuch) zeigt einerseits ängstliche Vorsicht diesem Phänomen gegenüber, andrerseits tiefe Vertrautheit zwischen Vater und Tochter. Das Tagebuch enthält auch jene öfter zitierten Passagen, in denen Betsy Ulrich ihr aus eigener Erfahrung stammendes Verständnis für die Qualen von Nervenleidenden (Bl. 13; Frey, CFM, 22) und ihre einfühlende Teilnahme am Schicksal der Taubstummen und Blinden (Bl. 5–6; Frey, CFM, 23) ausdrückt. Solch innerste Betroffenheiten kommen in der zeitweise ausgedehnten Korrespondenz mit ihrem Mann kaum zur Sprache.

Eine Bemerkung d'Harcourts eröffnet noch eine weitere Dimension dieses Tagebuchs. Er erwähnt nicht nur, dass schon Johann Conrad Ulrich Tagebuch zu führen pflegte, sondern zitiert auch die in Lina Freys Abschrift nicht aufgenommene Frage «Faut-il continuer ce *Journal?*» (*Vie,* S. 7). Darin schwingt die Vermutung mit, dass solch privates und daher offenes Notieren auch das Risiko beunruhigender Entdeckungen über sich selbst einschliesst. Allem Anschein nach führt Betsy Ulrich das Tagebuch recht ausführlich bis 1831: 15 der 20 Blätter in Lina Freys Abschrift entfallen auf diese Zeit, sie enthalten längere Reflexionen sowie Beschreibungen von Erlebnissen und Aussprüchen des kleinen Conrad. Ab 1832 bringen die abgeschriebenen Einträge nur noch Ereignisse ohne Reflexionen. Ob dieses Versickern des Tagebuches eine Änderung im Verhalten von Betsy Ulrich spiegelt, wird noch zu prüfen sein. Vorerst aber gilt es, ihre Beziehung zum Vater sowie ihren Mut zum Wagnis etwas genauer zu betrachten.

«Sie konnte wagen...»

Johann Conrad Ulrich nimmt im Leben der Tochter auch deshalb einen besonderen Platz ein, weil er es ist, der ihr den Zugang zu einer erweiterten Bildung öffnet, indem er sie 1821–22 für ein Jahr zu Bekannten nach Lausanne schickt. Seine Frankophilie macht es ihm zum Bedürfnis, der intelligenten und wissensdurstigen Betsy eine gründliche Kenntnis der französischen Sprache und Kultur zu geben. Da ihn das Ideengut der französischen Revolution wesentlich beeinflusst hat, geht

diese Massnahme wohl auch auf die damals propagierte Idee zurück, dass das Menschenrecht auf Bildung auch für Frauen gelte[12].

Nach deutschen Quellen dauerte in den «mittleren und höheren Ständen» die eigentliche Schul- oder Bildungszeit der Mädchen nur bis zur Konfirmation im 14. oder 15. Lebensjahr[13]. In den Jahren bis zur Heirat wurden die Töchter zu Hause in den weiblichen Pflichtenkreis eingeführt und zugleich noch stundenweise in Französisch, Musik, Zeichnen und Handarbeiten unterrichtet. Obwohl der Besuch einer Elementarschule verbreitet war, betrachtete man doch das Elternhaus als den eigentlichen, den besten Ort der weiblichen Erziehung. Selbst Rosette Niederer, die Vorsteherin einer im Pestalozzischen Geiste geführten Erziehungsanstalt für Töchter in Yverdon, sieht solche Institute eher als Lückenbüsser für die fehlende oder schlechte Erziehung im Elternhaus denn als wichtige Ergänzung[14].

Betsy Ulrichs Lausanner Zeit sprengt den Rahmen der damaligen Mädchenbildung auch dann noch, wenn wir in Betracht ziehen, dass es in bernischen Pfarrfamilien offensichtlich Brauch war, Töchter in ein welsches Pensionat zu schicken, wo sie dann das Rüstzeug erhielten, um als Erzieherinnen zu arbeiten[15]. Doch Betsy ist weder Pfarrerstochter noch muss sie die Notwendigkeit des Geldverdienens ins Auge fassen. Vielmehr hat sie die Freiheit, in Lausanne ihren eigenen Interessen nachzugehen.

Von dieser Freiheit macht sie vollen, ja eigentlich wagemutigen Gebrauch. Der Konvention gemäss widmet sie sich der Sprache und Litera-

---

[12] Vgl. Elisabeth Blochmann. *Das «Frauenzimmer» und die «Gelehrsamkeit». Eine Studie über die Anfänge des Mädchenschulwesens in Deutschland.* (Heidelberg: Quelle, 1966), S. 49–51

[13] Vgl.. dazu Johann Daniel Hensel. *System der weiblichen Erziehung besonders für den mittleren und höheren Stand; ein Versuch.* 2 Theile (Halle: Johann Christian Handel, 1787–8), 2. Teil, S. 3–14; dieselbe Situation schildert Louise Otto-Peters in ihren Jugenderinnerungen, vgl. Ruth-Ellen Boetcher Joeres (Hg). *Die Anfänge der deutschen Frauenbewegung: Louise Otto-Peters.* (Frankfurt: Fischer, 1983), S. 42–48.

[14] Vgl. Rosette Niederer geb. Kasthofer. *Blicke in das Wesen weiblicher Erziehung.* (Berlin: Rücker, 1828) S. 433–35.

[15] Beispiele dafür sind die Biographien von Henriette Bitzius-Zeender (1805–72), der Frau Jeremias Gotthelfs, und von Marie Walden, deren Tochter (1834–90). Vgl. dazu «Frau Henriette Bitzius-Zeender. Ein Lebensbild von ihrer Tochter erzählt.» In: Hans Bloesch (Hrsg). *Jeremias Gotthelf.* Basel: Gute Schriften, 1951.

tur; sie erwirbt jene elegante Beherrschung des Französischen, die immer wieder rühmend vermerkt wird, und erweitert ihre Kenntnisse in den französischen Klassikern. Doch zugleich wagt sie es, über diese traditionell weiblichen Gebiete hinauszugehen und sich auch der Chemie zuzuwenden. Dieses Gebiet lag eindeutig ausserhalb der für Frauen schicklichen Studienfächer, hatte aber seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in London, Paris und Berlin auch unter Frauen ein gewisses Interesse zu wecken begonnen[16]. Die junge Frau bezeugt damit die aussergewöhnliche Spannweite ihrer Interessen und Mut zu einem Bildungswagnis.

Leider sind von Betsy Ulrich keine direkten Zeugnisse aus dieser Zeit erhalten. Zum Glück gibt es aber drei Briefe, die sie während ihres Lausanner Aufenthalts von Wilhelmine Meyer von Knonau (1797–1835) erhielt und die ihre Beschäftigung wenigstens in der Reaktion einer sehr vertrauten Freundin spiegeln[17]. So beschränkt und mittelbar diese eine Quelle äusserlich erscheinen mag, so ist sie doch von zentraler Bedeutung, denn sie gewährt den einzigen, einigermassen unmittelbaren Einblick in Betsy Ulrichs damaliges Denken und Tun. Die Briefe, die hier zum ersten Mal ausgewertet werden[18], sind auch deshalb von besonde-

---

[16] Vgl. dazu Karl Hufbauer. *The Formation of the German Chemical Community (1720–1795).* (Berkeley: University of California Press, 1982), S. 80, 96, 222. Karl Hufbauer hat mich auch auf Jane Marcet aufmerksam gemacht, deren Buch *Conversations on Chemistry, in which the Elements of that Science are familiarly explained and illustrated by Experiments* (London, 1806) zu einer Art Bestseller wurde, der 18 englische, 21 amerikanische, 4 französische, je eine deutsche und schweizerische Ausgabe erlebte. Die schweizerische Ausgabe in französischer Übersetzung erschien 1809 in Genf, war Betsy Ulrich also mit grosser Wahrscheinlichkeit bekannt. Jane Marcet (1769–1858) ist selbst schweizerischer Abstammung und mit einem Genfer Arzt in London verheiratet; in ihrem Chemiebuch benützt sie offensichtlich sehr geschickt Dialoge zwischen Mrs. B. und ihren zwei intelligenten Schülerinnen Caroline und Emily, öffnet also ausdrücklich den Frauen das Gebiet der Chemie. Vgl. dazu die Besprechung eines deutschen Reprints von Karl Hufbauer in *CHOC News* 2 (1984), No. 1, 7–8 (Newsletter des Center for History of Chemistry an der University of Pennsylvania in Philadelphia).

[17] Vgl. CFM 385.18; die Briefe sind mit 29.8.1821, 23.2. und 12.4.1822 datiert.

[18] Den Hinweis auf Wilhelmine Meyer von Knonau als Freundin Betsy Ulrichs verdanke ich Dr. Jean-Pierre Bodmer, dem Leiter der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich.

rer Bedeutung, weil zwischen den Freundinnen uneingeschränkte Offenheit herrscht.

Trotz eines für damals beträchtlichen Altersunterschieds von 5 Jahren sind Betsy und Wilhelmine auf ungewohnte Art miteinander verbunden. Sie teilen ein erstaunliches, für Mädchen jener Zeit geradezu ausgefallenes Interesse an allem Wissen, an jeglicher Art geistiger Bildung. Die Ernsthaftigkeit ihrer bildungsmässigen Bestrebungen wird etwa sichtbar in Wilhelmines leider undatiertem «Rückblick auf die im verflossenen Jahr gemachten Fortschritte in wissenschaftlichen Kenntnissen»[19] wie auch in ihrer Bemerkung im Brief vom 29.8.1821, sie werde Betsy «die nun endlich vollendete Arbeit» schicken, die diese «mit/ihrer/gewöhnlichen Nachsicht» aufnehmen möge. Lektüre und Studium schlagen sich also auch in förmlichen Arbeiten nieder, die der gegenseitigen Kritik unterbreitet werden.

Von daher überrascht die Feststellung weniger, dass Betsy Ulrich voller Eifer, ja mit eigentlich wissenschaftlicher Begierde die Anregungen ausschöpft, die sich ihrer geistigen Entwicklung anbieten. Wilhelmine, die Ältere und zu Hause Gebliebene, registriert den Unterschied zwischen Lausanne und Zürich nicht ohne leisen Neid und äussert dann auch einige Zweifel am Sinn von Betsys Studien in Chemie:

---

[19] Dieser «Rückblick» ist eine Liste ihrer im eben vergangenen Jahr ausgeführten Schularbeiten, sie findet sich im Familienarchiv Meyer von Knonau (Signatur 30.bb.21). Die Handschrift dieser Liste ist um ein Beträchtliches steifer und schülerhafter als die der Briefe von 1821–2, dürfte also mehrere Jahre früher geschrieben worden sein. Die folgenden Bemerkungen «hatte ich wöchentlich x Stunden», «wurde mir diktiert und dann weitläufig erklärt» deutet auf Privatunterricht hin, der allerdings ausser dem Haus stattfand, da die Schreiberin auf Übersetzungen aus dem Französischen hinweist, «die ich bey Hause machte». Es dürfte sich dabei also um den Unterricht nach der Konfirmation handeln, der in diesem Fall aber weit reichhaltiger ist, als es die oben erwähnten Quellen (vgl. Anm. 13) angeben. Aufgezählt werden die folgenden Fächer: Religion, Naturgeschichte (Säugetiere und Vögel), Schweizergeschichte, deutsche Stilübungen (Umwandlung von Poesie in Prosa, Diktate, in denen ausgelassene Wörter ergänzt werden mussten, Nacherzählungen), Französisch (Diktate, Lesen, Übersetzungen), Rechnen (Brüche, Dreisatz); dazu Stunden in Handarbeit und Zeichnen sowie eigene Lektüre. Interessant ist noch die Tatsache, dass von diesem Bericht zwei Fassungen existieren, nämlich eine erste auf einem Blatt, eine zweite auf zwei Blättern, die mit «Verbesserung» überschrieben und im ganzen ausführlicher ist.

Fast wäre ich geneigt Dich ein wenig zu beneiden um die so vielen Mittel, die Dir zu Gebote stehen Deinen Geist immer mehr zu bereichern, zwar nicht am meisten um diejenige Wissenschaft, zu deren Schülerin Du Dich bekannt hast (Chemie), mit der sich ja gegenwärtig, wie man sagt, alle Damen in gantz Frankreich, vorzüglich aber die Pariserinnen, eifrig beschäftigen sollen. Du wirst mir verzeihen, wenn ich Dir gestehe, dass ich den Zweck nicht gantz einsehe, den Damen beym Studium der Chymie im Auge haben, eine Wissenschaft, von der ich (vielleicht irriger Weise) immer glaubte, es erfordere beynahe ein Menschenleben um gantz in ihre Geheimnisse einzudringen (23.2.1822).

Der folgende Brief allerdings zeigt, dass Betsy selbst in dieser ungewohnten Materie nicht an der modischen Oberfläche stehen bleibt, sondern in das Verständnis wesentlicher Zusammenhänge eindringt.

Beynahe muss ich glauben ich habe unrichtig von jener Wissenschaft geurtheilt, wenn ich die Begeisterung erwäge mit der sie ihre Schülerin erfüllt, denn wirklich hat sich, wie ich bemerke, in der kurzen Zeit, da Du Dich mit dem Studium derselben beschäftigst, schon so viel Geheimnisvolles vor Deinen Blicken enthüllt, dass ich mir den Eifer leicht erklären kann der Dich für dieselbe beseelt, denn wo der Anfang schon so viel Genuss gewährt da darf man sich wohl von der Folge einen immer grösseren versprechen (12.4.1822).

Die Zweifel, die Wilhelmine anfänglich Betsys Chemie-Studien entgegenbringt, hängen mit den Problemen zusammen, die solch wissenschaftlichem Unterricht für Frauen anhaften. Sie hat diese, nämlich zeitliche und inhaltliche Begrenzung sowie die Qualität der verfügbaren Lehrer – wohl meist junge Studenten –, selbst anhand eines «blossen Kurses» in Mathematik erlebt:

Was mir hauptsächlich ein solches Vorurtheil gegen einen blossen Kurs in irgend einer der höhern Wissenschaften beybrachte, war mein höchst misslungener im Gebiete der Mathematik, von der ich nach Beendigung desselben, gerade so viel wusste als vorher, ausgenommen etwa dass ein Dreyeck zwey spitze und einen stumpfen Winkel hat. Ob der Fehler an mir lag, oder an dem Lehrer, der eben auch kein Nestor war, wage ich nicht zu entscheiden (12.4.1822).

Solche Probleme ergaben sich damals aus der Tatsache, dass für Frauen derartige Studien weder vorgesehen noch weiter verwendbar waren. Deshalb bedeuteten sie einen Luxus, dessen Ertrag dem Zufall überlassen blieb, der offensichtlich Betsy eine positive, Wilhelmine aber eine negative Erfahrung zuspielt.

In mehr als einem Sinne trifft Bluntschlis Aussage «Sie konnte wagen» auf Betsy Ulrichs Lausanner Zeit zu. Sie *konnte* etwas wagen, weil die

geistige und finanzielle Grosszügigkeit ihres Vaters die äusseren Bedingungen zu einer über das gewöhnliche Mass hinausgehenden Bildung bereitstellte. Innerhalb dieser Möglichkeit wagte sie es sodann, ihren Studienbereich selbständig auf höchst unorthodoxe Weise auszubauen. In Lausanne konnte sie solch eine Wahl vermutlich in grösserer Freiheit vollziehen, weil die Stadt etwas weltläufiger war als das damals noch sehr provinzielle Zürich und weil sie als Gast gesellschaftlich einen grösseren Spielraum genoss.

Aus Wilhelmines Antworten geht hervor, dass sich Betsy der allgemeinen Vorbehalte durchaus bewusst ist, die die Gesellschaft – und die Zürcherische im besonderen – der Idee einer umfassenderen Bildung der Frauen entgegenbringt. Das Gespräch über Chemie muss deshalb unter dem Siegel der Verschwiegenheit stattfinden:

Auf alle Fälle kannst Du aber versichert seyn, dass ich Dein Zutrauen nicht missbrauchen werde, erhält man doch in unserer theuren Vaterstadt den lieblichen Beynamen einer Gelehrten, wenn man nur etwas mehr als den gewöhnlichen Schul-Unterricht genossen hat, wie würde es vollends den Unglücklichen ergehen, von denen man wüsste, dass sie sich bis zu solcher Höhe verstiegen. Stelle Dir vor, ich (eine so unbedeutende Person) habe gantz unverdienter Weise, den Ruf erhalten, als läse ich die griechischen und römischen Schriftsteller gleich meiner Muttersprache! (25.2.1822).

Den Briefschreiberinnen ist klar, dass ihre geistigen Interessen sie in einen beträchtlichen Widerspruch zu dem von ihnen erwarteten weiblichen Verhalten bringen. Was ihnen als höchster Wert erscheint, wird von der Umwelt an Frauen verlacht. Die Ironie in Wilhelmines Ausdruck «der liebliche Beinahme einer Gelehrten» enthält denn auch die ganze schmerzliche Spannung zwischen dem angestrebten geistigen Ideal und dessen Verachtung durch die Gesellschaft. Daher bedeutet die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben für die Beiden oft weniger Vergnügen als lästige Pflicht, der sie sich lieber entziehen würden. So schreibt Wilhelmine:

Von den Freuden, oder vielmehr Leiden der Tagsatzung (ihr Vater war ein hoher Zürcher Politiker), blieb ich, dank unserem Landaufenthalt, beynahe gäntzlich verschont, nur noch Einmahl vor unserer Abreise wohnte ich einer soirée chez Madame le Bourgmestre bey, wo es nicht eigentlich steif, dennoch aber langweilig genug, war (29.8.1821).

Als jedoch Betsy den Wunsch ausspricht, nach den vielen gesellschaftlichen Zerstreuungen im Welschland in Zürich ein «Eremitenle-

ben» zu führen, fühlt sich die Freundin nichtsdestoweniger gedrängt, ihr diesen Plan auszureden:

Du wirst vielleicht finden es stehe mir gar nicht an Andern hierüber gute Räthe ertheilen zu wollen; doch erlaube mir, über diesen Punkt kann ich aus Erfahrung sprechen. Oft schon bereute ich es bitter, meine Abneigung gegen den Besuch der öffentlichen (sogenannten) Lustbarkeiten früher nicht bekämpft zu haben, denn wie ein solches Benehmen missdeutet werden kann, davon hatte ich damals keinen Begriff. Wohl hat die Verfasserin der Delphine (Frau von Staël) Recht wenn sie sagt: un homme peut braver l'opinion une femme doit se soumettre (23.2.1822).

In diesem Zusammenhang – nur in diesem – wird deutlich, dass Wilhelmine älter ist, dass sie der geistig frühreifen Betsy eine gewisse realistische Lebenserfahrung voraushat. Während die Freundin in Lausanne etwas Freiheit kostet, ist es für Wilhelmine absolut klar, dass frau sich nicht unbemerkt und ungestraft von der «Meinung» distanzieren kann, dass das gesellschaftliche Leben den Hauptzweck und -inhalt der Frauenexistenz ausmache. Interessant ist hier auch Wilhelmines Formulierung: Die Kette von Ausdrücken, die eine Negation implizieren (bereuen, missdeuten) oder direkt aussprechen (nicht bekämpft haben, keinen Begriff haben), zeigt ihre Anstrengung, das Gewicht der Rollennormen richtig einzuschätzen und ihre eigenen Neigungen wenigstens äusserlich entsprechend unterzuordnen. Damit führt sie den Anpassungsprozess einen Schritt über jenes Schweigen hinaus, das Betsy in bezug auf ihre Chemie-Studien erbittet. Denn Schweigen enthält noch nicht die Vernachlässigung der geliebten Tätigkeit zugunsten von gesellschaftlichen Pflichten, sondern nur das Verbot, jene offen zu besprechen und zu zeigen. Wilhelmines Ratschlag jedoch bedeutet, dass das eigene Tun und Fühlen zugunsten einer ungeliebten Pflicht zurückgesetzt, ja vielleicht negiert werden muss.

Lausanne ist für Betsy Ulrich eine Erfahrung von besonderer Tragweite. Es ist die einzige Gelegenheit, da sich ihre Existenz weit nach aussen öffnen kann. Das Erlebnis einer für junge Frauen damals beträchtlichen geographischen Distanz, die Anpassung an eine neue Kultur und die Vorstösse in neue geistige Gebiete geben ihr die Möglichkeit, eine unbekannte Welt aktiv zu erleben und sie nach Massgabe ihrer Fähigkeiten in Besitz zu nehmen. Der Gegensatz zu ihrem späteren, für eine Frau durchaus normalen Leben könnte nicht markanter sein. Nach ihrer Rückkehr fährt sie fast nur noch in die nächste Umgebung von Zürich

– nach Knonau, Baden, Richterswil und ausnahmsweise ins appenzellische Gais. Diese Reisen finden zudem nur dann statt, wenn ihre eigene Gesundheit oder diejenige eines Familienmitglieds eine Kur nötig macht. Allein auf Grund von Conrads und ihrer eigenen Depressionen kommt sie 1852 und 1856 nochmals in die französische Schweiz, 1853 nach Bern und ebenfalls 1856 über die Grenze nach Süddeutschland. Statt das Leben aktiv zu erweitern, dient ihr das Reisen also nur dazu, die Kraft für die alltägliche Familienroutine wiederherzustellen.

Der Aufenthalt in Lausanne durchbricht das typisch weibliche Muster einer gewohnheitsmässig vorgeschriebenen Existenz und bringt Betsy Ulrich in der Wahl der Chemie-Studien in Kontakt mit dem entgrenzenden männlichen Bildungsideal. Dass dieses Bildungserlebnis zeitlich sehr begrenzt ist und für sie keine greifbaren Resultate zeitigt, liegt zwar auf der Hand, verändert aber seinen Stellenwert in ihrer Biographie nicht wesentlich. Die Tatsache, dass solch ein folgenloses Detail überhaupt Aufmerksamkeit verdient, ist ein dramatisches Indiz dafür, wie verbreitet, ja fast absolut der Mangel an eigentlicher Bildung unter Frauen damals war. Der besondere Wert von Betsy Ulrichs Horizonterweiterung wird zusätzlich dadurch belegt, dass Wilhelmine Meyer von Knonau nichts Ähnliches ermöglicht wurde, obwohl sie wohlhabenderen Verhältnissen mit grösserer Bildungstradition (für die Männer) entstammt. Dieses Nebeneinander zeigt deutlich, dass das Fehlen eines Bildungsgebots für Frauen, das oft ein eigentliches Bildungsverbot ist, kulturell vorgeschrieben war und nicht von den finanziellen und bildungsmässigen Gegebenheiten der jeweiligen Familie abhing.

Was Frauen an Bildung erhalten, ist unter diesen Umständen zufällig und nicht wirklich verpflichtend. Ein interessantes Beispiel dafür ist die grundsätzlich traditionelle Weise, in der Betsy Ulrich die Bildung ihrer Tochter handhabt. Sie fördert vor allem Betsys Talent zum Zeichnen; 1853 und 1855 schickt sie sie zu weiterer Ausbildung für einige Monate nach Genf. Obwohl die Mutter Betsys klaren Verstand und während des ersten Genfer Aufenthalts ihre schnelle Auffassungsgabe rühmt, gibt es keinerlei Anzeichen dafür, dass sie sich irgendwann über eine weitere Entwicklung dieser Gaben Gedanken macht. Einerseits erkennt sie den Tätigkeitsdrang der Tochter, denn sie schreibt an Conrad «unthätig kann ich mir die liebe Betsy nicht vorstellen» (30.7.1853; CFM 387.5, Nr. 17); sie sieht auch, dass Betsy nur geringe Heiratschancen hat und «sich wohl zu einem stillen Berufsleben verstehen» muss (ebd). Andrer-

seits aber leitet sie Betsy einfach in die für Frauen akzeptable Beschäftigung des Portraitierens und gibt der Tochter anscheinend keinerlei Gelegenheit, ihre Intelligenz und Energie in der Pflege von Geisteskranken zu realisieren, in einer Aufgabe, die Betsy offensichtlich so sehr am Herzen liegt, dass sie sie noch viel später wenigstens auf freiwilliger Basis ausführt.

«Eine treue, sorgende Gattin»

Ist Lausanne für Betsy Ulrich ein Abenteuer in geistiger Freiheit, so bringt ihre Rückkehr nach Zürich die völlige Einbindung in die vorgeschriebene Rolle der Frau: Verlobung, Heirat und Geburt des Sohnes ergeben sich in natürlicher, unausweichlicher Folgerichtigkeit. Ferdinand Meyer, Jurist, Politiker und Historiker[20], ist ein gesellschaftlich ebenbürtiger Partner, sie liebt ihn und widmet sich voll ihrer Aufgabe als Gattin und Mutter. Frey beschreibt «diese geistvolle Frau» als «untadelige Hauswirtin», als freigebig und gastfreundlich und fährt dann fort:

Voll Zärtlichkeit an den Ihrigen, mit hilfsbereiter Teilnahme an den Freunden hangend, erwies sie aus Herzensbedürfnis jedermann dieselbe anspruchslose Zuvorkommenheit (CFM, 25).

---

[20] Ferdinand Meyer studierte vom Frühjahr 1820 bis zum Sommer 1821 in Berlin und Göttingen Rechts- und Staatswissenschaften (u.a. bei Savigny und Einhorn) sowie Geschichte (bei Ranke); nach einem weiteren Bildungsaufenthalt in Lausanne 1821–22 war er in Zürich Sekretär der Justizkommission, Staatsschreiber (1826–30), Mitglied des Grossen Rates (1829–40), des Regierungsrates (1830–32), des Staatsrates (1831–32) sowie Mitglied und Präsident des Erziehungsrates (1830–40), wodurch er auch nach dem politischen Umschwung von 1832 zugunsten der Freisinnig-Radikalen massgeblich an der Gründung der Universität (1833) und dem Ausbau des kantonalen Gymnasiums beteiligt war; am Gymnasium unterrichtete er ab 1833 Geschichte und Geographie. Daneben beschäftigte er sich als Historiker: er schrieb ein zweibändiges Werk *Die evangelische Gemeinde in Locarno, ihre Auswanderung nach Zürich und ihre weiteren Schicksale* (Zürich: Höhr, 1836, 964 S.), wofür ihm die Zürcher Universität die Würde eines Ehrendoktors verlieh, sowie eine längere Abhandlung «Misslungener Versuch, das Hochstift Chur zu säkularisieren, in den Jahren 1558–61», die 1838–39 im *Schweizerischen Museum für historische Wissenschaften* erschien. Vgl. dazu die zeitgenössische Biographie im *12. Neujahrsblatt zum Besten Waisenhauses* (1849) und das Kapitel «Ferdinand Meyer und sein Sohn Conrad» in Fehr, S. 5–31.

Auf Grund solcher Aussagen sowie der Erinnerungen der 1831 geborenen Tochter Betsy[21] ist es in der Forschung üblich geworden, Betsy Ulrichs Leben in der Ehe als sehr glücklich zu sehen.

Die Umstellung auf den Ehealltag geht jedoch bei näherem Zusehen nicht reibungslos vor sich. Arthur Kielholz erwähnt als erster und einziger, dass Betsy Ulrich später in einem Brief an Dr. James Borrel die Zeit vor Conrads Geburt als «schwer» und «trüb» bezeichnet und dass sie nach der Geburt 1826 eine Gemütsstörung, eine eigentliche Depression erleidet[22]. Nach Kielholz sieht sie selbst den Grund dafür in «nervösen Stimmungen», die ihren Vater in der Zeit des Zusammenlebens in einem Haushalt dazu verleiten, den Schwiegersohn abzulehnen. Neben der psychischen Labilität des Vaters spielen hier sicher auch grundsätzliche emotionelle Verschiedenheiten eine Rolle. Der temperamentvolle und feinfühlige Johann Ulrich hat wenig Zugang zu der kühlen Zurückhaltung, der unparteiischen Gewissenhaftigkeit Ferdinand Meyers. Dazu kommt die bei Kielholz nicht erwähnte Tatsache, dass die beiden Männer entgegengesetzte politische Standpunkte vertraten. C. F. Meyer beschreibt in der autobiographischen Skizze von 1885 Vater und Grossvater als «/sich/schroff gegenüberstehende politische Gegner», denn Meyer war konservativ, ein Unitarier und «überzeugter Verfechter der repräsentativen Demokratie», während Ulrich als Föderalist französischer Prägung die absolute Demokratie befürwortete (*Br.* 2, S. 507).

Diese politische Differenz bringt die junge Frau in eine doppelt schwierige Position. Das Zusammenleben im selben Haushalt macht sie gezwungenermassen zur Zeugin der politischen Diskussionen zwischen den beiden Männern, denen sie existentiell verbunden ist. Im täglichen Kontakt sind wohl auch Unterschiede im Verhalten ihr gegenüber sichtbar geworden. In den Briefen, die Ferdinand Meyer ihr im Juni 1826 während des durch ihre Depression erforderten Kuraufenthaltes in Knonau schreibt, gebraucht er verschiedentlich die Anrede «mein liebes/gu-

---

[21] Betsy Meyer. *Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester.* (Berlin: Paetel, 1903), S. 53–60, 79–84.

[22] Arthur Kielholz, «Conrad Ferdinand Meyer und seine Beziehungen zu Königsfelden». *Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie* 109 (1944), 259. Der oder die von Kielholz erwähnte(n) Brief(e) sind nicht im C. F. Meyer-Archiv; die 2 bei d'Harcourt, *Crise* gedruckten enthalten diese Bemerkung nicht. Von Ende Juni bis Anfang August 1826 befindet sich Betsy Ulrich zur Erholung von ihrer Depression in Knonau.

tes Fraueli», d. h. einen Diminutiv, in dem sich seine verständliche Sorge doch in einer traditionell paternalistischen Weise niederschlägt. Eine andere Stelle mit einem weiteren Diminutiv zeigt, dass er sie eher als «schöne Seele» denn als geistig ebenbürtige Partnerin behandelt:

Was ist es denn für ein Zauber, der mich so an dich fesselt, du gutes Weibchen? Was anders als dein treues Herz, dein sanftes frommes Gemüth, dein heiterer Sinn? Ich werde ganz weich bei dem Gedanken, wie lieb du mir geworden bist... [23]

Während Johann Conrad Ulrich dem Schwiegersohn gegenüber eine emotionell und politisch begründete Ablehnung empfindet, so betrachtet wahrscheinlich Ferdinand Meyer die geistige Freiheit und Gemeinschaft, die der Vater der Tochter gewährt, mit etwelcher Skepsis.

Diese Zusammenhänge werfen neues Licht auf den Beginn von Betsy Ulrichs Ehe sowie auf den Tod des Vaters und den Beginn des Tagebuchs. Auch wenn Ulrich im Alter und besonders im Jahr vor seinem Tod an Depressionen leidet [24], so verbürgt er dennoch für die Tochter eine Welt von besonderer Freiheit, in der das Gespräch über entlegenste Dinge möglich, vielleicht sogar selbstverständlich ist. Das am Todestag des Vaters einsetzende Tagebuch erscheint als monologischer Ersatz dafür, als eine geschützte Möglichkeit, sonst verschwiegene Erfahrungen wenigstens schriftlich zu reflektieren.

Von daher gesehen ist es nicht verwunderlich, dass die vom Vater stammende Bemerkung über die Gefahren der Phantasie, des «Träumens» (vgl. S. 10) allein im Tagebuch vermerkt ist, in diesem abgeschirmten Bereich, wo sie – wie in den Gesprächen mit dem Vater – ihre innersten Neigungen betrachten kann. Während die Meyer-Forschung dieses Träumen als künstlerische Erfindungsgabe deutet, scheint mir hier eine umfassendere Bedeutung angemessener. Im Hinblick auf die Lausanner Erfahrung und das Wort «immer» äussert sich in diesem

---

[23] Die Briefe Ferdinand Meyers an seine Frau sind nicht nummeriert und finden sich im C. F. Meyer Archiv unter der Signatur CFM 382.2. Der hier zitierte Brief ist nur mit 31.7. datiert, er könnte aus dem Jahr 1825 oder 1826 stammen. Betsy Ulrich ist offensichtlich in Baden, wo ihre Eltern öfter zur Kur weilen.

[24] 1827 ist das Ehepaar Ulrich zu einer langen Kur in Baden; Betsy Ulrichs Briefe an die Eltern zeigen deutlich, dass der Vater depressiv ist.

Träumen ein tiefes Bedürfnis, sich über die Grenzen der gegebenen Lebensumstände hinwegzusetzen oder sich wenigstens in andere Lebenssituationen hineinzudenken. Die Mahnung des Vaters hingegen ist ein Beispiel seiner für die Tochter vorbildlichen Fähigkeit, den Verstand als Regulativ der Phantasie zu gebrauchen und sich energisch der Realität anzupassen.

Die Anpassung an die Realität vollzieht sich zwischen 1828 und 1831 auf zwei Ebenen, auf der praktischen des häuslichen Alltags und auf der emotionellen in der Ausrichtung auf Ferdinand Meyer. Als die Mutter nach dem Tode des Vaters mit Antonin Mallet in die Meyersche Wohnung übersiedelt, muss Betsy Ulrich grössere häusliche Aufgaben übernehmen, die sich 1830 nach dem Umzug in ein Haus mit grossem Garten noch beträchtlich vermehren. In ihren Händen liegt nun die Leitung eines ganzen Hauswesens, wozu noch eine ausgedehnte Tätigkeit in der Armenpflege kommt sowie die mit Ferdinand Meyers politischer Stellung verbundene Verpflichtung, ihr Haus öfters für gesellige Anlässe zu öffnen. All diese Aufgaben organisiert sie mit gewissenhafter Sorgfalt, die umso betonter wirkt, als ihr diese Arbeit wegen ihrer häufigen Kopfschmerzen und Erkältungen auch sichtlich Mühe bereitet.

Die Pflege geistvoller Geselligkeit und die Betreuung der Armen liegen Betsy Ulrich ebenso sehr am Herzen wie die Sorge für die Familie. Doch aus den mit den Jahren öfter auftretenden Hinweisen auf Kleinarbeit ist zu schliessen, dass die Details – nicht die Aufgaben selbst – sie in ihrer Gewissenhaftigkeit belasten. In einem Brief an die Eltern stellt sie denn auch den Kontrast zwischen der Idee und der Ausführung der Geselligkeit fest, wenn sie an einem Fest die grosse «Aufwartung» kritisiert, die der Wirtin keine Zeit gelassen habe, sich ihren Gästen zu widmen (17.7.1827, Nr. 18, CFM 387.1).

Im Gefühl, ihre Phantasie bewusst zügeln zu müssen, räumt sie den Forderungen des Alltags wohl besonders viel Bedeutung ein, so dass sie selbst den erwähnten Zwiespalt nicht lösen kann und ihr Bedürfnis nach sorgfältiger Ordnung mit der Zeit einer pedantischen Ordnungssucht weicht. Frühe Spuren dieses Prozesses finden sich in den Briefen an Ferdinand Meyer vom Sommer 1831, aus der Zeit, da er als Mitglied der Zürcher Delegation in eidgenössischen Verhandlungen etwa drei Monate lang in Luzern weilt. Am 1.8. berichtet sie, dass sie angesichts der gespannten aussenpolitischen Lage allerlei Lebensmittel gehamstert habe. Sie fährt dann fort:

Fürchte aber darum ja nicht, lieber Ferdinand, dass ich mehr als gewöhnlich Geld ausgebe, nein, es soll mir vielmehr gelingen vermittelst meines Kratz-Systems, das gerade jetzt seinen grössten Glanzpunkt erreicht hat, auch das Ungewöhnliche aus dem Haushaltgelde zu bestreiten... (1.8.1831, Nr. 15, CFM 387.4).

Noch in der ironischen Formulierung schimmert die Anstrengung durch, mit der sie das Letzte aus den schon zu Lebzeiten des Gatten nicht allzu reich bemessenen Mitteln herausholt.

An einer anderen Stelle mischt sich eine gewisse Ungeduld in den spielerischen Ausdruck, mit dem sie einen unbeantwortet gebliebenen Vorschlag in bezug auf Ferdinands Garderobe wiederholt:

Was macht deine Garderobe, der ich schon einmahl das Vergnügen gehabt habe nachzufragen. Willst du die weissen Pantalons oder willst du sie nicht? Mich dünkt zu ländlichen Ausflügen wären sie gerade recht. Ich glaube wirklich sie gingen gerne einmahl auf den Rigi... (8.7.1831, Nr. 11).

Während Sorge und Gewissenhaftigkeit hier noch in der Distanz eines ironischen Spiels gehalten werden, wandeln sie sich nach dem Tod des Gatten unter dem Doppeldruck innerer Probleme und gewisser finanzieller Einschränkungen immer mehr zu einem alles durchdringenden Glauben an die absolute und heilsame Notwendigkeit einer peinlich genauen äusseren Ordnung. Darin liegt sicher ein therapeutisches Element, das Betsy Ulrich aus eigener Erfahrung als hilfreich schätzen gelernt hat. Problematisch wird dieses jedoch dann, als sie es für den Sohn zu verabsolutieren beginnt. Das geschieht besonders, als sich Conrad 1853 von seiner Nervenkrise erholt und in Lausanne zum ersten Mal ohne direkte Aufsicht in einem gemieteten Zimmer lebt und sie ihr ganzes Hoffen auf dauernde Besserung in wiederholte Mahnungen zur Ordnung kleidet.

Die Briefe der Jahre 1828–1831 zeigen also den Beginn jener Entwicklung, die dann zu den oft zitierten Sätzen über die Ordnung führt: *Ordnung gehört zu meinem u. bald gewiss auch zu deinem Atemholen (25.5.1853, Nr. 9, CFM 387.5).*

So sehr ich mich an dieser Arbeitsamkeit freue (Meyer arbeitet an der Thierry-übersetzung), so wichtig erscheint mit auch der *(Hervorhebung von Betsy Ulrich) Fortschritt dass du in deinen Rechnungen und in deinem Zimmer auf Ordnung hältst – Jede Wahrnehmung auf diesem Gebiet trägt zu meiner Beruhigung bei u. – ich muss es nur aufrichtig heraussagen – freut mich besser, als wenn du die allerschönsten Gedichte machen würdest!! (5.6.1853, Nr. 11).*

In prägnanter Form drücken diese Worte das Misstrauen, ja die Abwehr aus, die diese literarisch gebildete Frau dazu veranlasst, die künstlerischen Versuche ihres Sohnes nur als Gefahr zu sehen. Die von ihren Aufgaben geforderte Gewissenhaftigkeit ist in bezug auf den Sohn zu einer geistfeindlichen Pedanterie geworden, die allerdings, wie noch zu zeigen sein wird, auch gedankliche Wurzeln hat.

Die Anpassung an die Realität um 1830 unterstützt also den für viele – und gerade auch intellektuelle – Frauen typischen Hang zum Perfektionismus in allen praktischen Details, z. B. gerade auch in der Frage von Trinkgeldern für Bediente und von Geschenken für weitläufig Bekannte. Betsy Ulrichs Briefe an den Gatten aus dieser Zeit zeigen aber auch, dass neben der Ausrichtung auf die Realität des praktischen Alltags auch eine Umstellung ihrer stark gefühlsorientierten Art auf die vorwiegend rational bestimmte Reaktionsweise Ferdinand Meyers stattfindet. In den frühesten erhaltenen Briefen an Ferdinand Meyer [25] kommt an manchen Stellen ihr heftiges Bedürfnis nach Zeichen seiner Liebe und ihre tiefe Abhängigkeit von ihm zum Ausdruck. Dies kristallisiert sich in einer Metapher, die im Kontext der Briefe und in demjenigen der damals üblichen Sprache eine besondere Inständigkeit verrät:

Meinen besten Dank, theurer Ferdinand für deine Zeilen, die wie ein Tropfen Thau auf dürres Land fielen (8.7.1828 Nr. 11).

Deine Liebe hat mich gerührt, mein Ferdinand, und ich danke dir innig für deine theuren Zeilen, die wie labendes Thau meine Seele erquickten (19.7.1828 Nr. 4).

Das Bild erscheint erneut in der Briefserie von 1831 (1.8.1831), was wohl andeutet, dass Betsy Ulrich einerseits an Selbstsicherheit gewonnen hat, andrerseits aber weiterhin nach greifbaren Liebeszeichen verlangt. Das emotionelle Bedürfnis scheint daher eher verschwiegen, vielleicht auch bewusst in den Hintergrund gerückt als durch eine Entwicklung gelöst.

Ferdinand Meyers Wesen zeigt sich besonders deutlich im Brief vom 17.7.1829, worin er Betsy Ulrichs indirekt geäusserten Wunsch, er

[25] Aus den Jahren 1822–26 sind keine Briefe von Betsy Ulrich erhalten.

möge sie doch in ihrem Kuraufenthalt in Gais besuchen, mit den Worten ablehnt: «Die Erfahrung lehrt, dass man bey solchen Entschlüssen meistens wohl thut, sich nicht von der ersten Unruhe übernehmen zu lassen.» Abwägende Umsicht und ein Bedürfnis nach Freiheit in der Entscheidung charakterisieren ihn. Die darauf folgende Antwort aus Gais gewährt noch einen weiteren Einblick in ihr Verlangen nach unmittelbarem Ausdruck und in seine Zurückhaltung:

... denn zum vollkommenen Glücke gehört die Vereinigung mit meinem Geliebten. – Wie geht es dir in diese Beziehung? Wünschest du mich nie zurück? Und wenn du es thust, so lasse doch ja in deinem nächsten Briefe ein Wörtchen von der Art fallen. Ich würde es so gerne hören! – (23.7.1829, Nr. 6).

Es geht bei Ferdinand Meyer jedoch weder um besondere Gefühlsarmut noch um Miss- oder Unverständnis. Diese Briefstellen illustrieren vielmehr Carol Gilligans Feststellung, dass Männer Trennung als akzeptables, ja sogar als notwendiges Stadium in der Beziehungsdefinition empfinden, während Frauen vor allem Kontinuität der einmal etablierten Bindung anstreben[26]. So schöpft Ferdinand Meyer Trost aus dem Gedanken an die bevorstehende Wiedervereinigung (vgl. den Brief vom 27.7.1829), während seine Frau in erster Linie mit der Trennung, der Leere des Moments zu kämpfen hat.

Bei der Abreise Ferdinand Meyers nach Luzern 1831 verbindet Betsy Ulrich selbst die beiden Reaktionen:

Als du Abschied nahmst u. ich deine l(iebe) Gestalt auch auf der Strasse verschwinden sah, da war es mir wirklich, als risse man ein Stück von meinem Herzen. Es war keine Traurigkeit mehr, es war ein physischer Schmerz – Ich trug ihn den ganzen Tag mit mir herum, ich nahm ihn in den andern hinüber und noch hat er mich nicht ganz verlassen, obgleich ich bisweilen recht froh u. in dem Besitze meiner theuren Mutter und der geliebten Kinder recht glücklich seyn kann. – Dich, mein Lieber, bewahren dein fester Sinn, die vielen Geschäfte und, lass es mich hoffend annehmen, auch angenehme Zerstreuungen vor wehmütigen Gefühlen, die vielleicht auch mir fremder blieben, wenn ich nicht durch die vielen, schnell aufeinander folgenden Sorgen und Bekümmernisse weich ge-

---

[26] Vgl. das Kapitel «Imagery of Relationships» in Carol Gilligan *In a Different Voice. Psychological Theory and Women's Development.* (Cambridge: Harvard University Press, 1982), besonders S. 47–63.

macht, etwas weniger schüchterne Blicke in die Zukunft zu werfen vermöchte (4.7.1831, Nr. 8)[27].

Die Gefühle sind hier nicht weniger intensiv als früher, neu ist aber die Tatsache, dass Betsy Ulrich ihre Art klar erkennt und wie ihr Mann nun die tägliche Pflichterfüllung als ein beruhigendes Gegengewicht empfindet. Leider geht sie weder hier noch anderswo näher auf die «Sorgen und Bekümmernisse» ein, so dass wir diese nur aus den biographischen Fakten ableiten können. Mit grosser Wahrscheinlichkeit sind damit die Ereignisse in den ersten sechs Ehejahren gemeint: die Schwierigkeiten zwischen Gatten und Vater, die Geburt Conrads mit der nachfolgenden Depression, die Krankheit und der Tod des Vaters und die damit verbundene Schwächung ihrer Gesundheit.

Erst genaues Studium der Dokumente lässt erkennen, dass zwischen 1824–1831 in Betsy Ulrich hinter dem Anschein ihres ruhig-glücklichen Ehelebens ein komplizierter Anpassungsprozess stattfindet. Die von ihr so perfekt übernommene Rolle der «treuen, sorgenden Gattin» (Bluntschli) und der «untadeligen Hausfrau» (Frey) hat ihre Schattenseite in einem Ordnungsbedürfnis, das dann später der Entwicklung von Ängstlichkeit und Perfektionismus Vorschub leistet. Die Briefe von 1831 zeigen aber auch, dass Betsy Ulrich ihren geistigen Wagemut nicht einfach verloren hat. Gerade in der Abwesenheit ihres Mannes, als sie zum ersten Mal längere Zeit als Haus- und Familienvorstand zu walten hat, beginnt sie sich für Politik zu interessieren und ihre Gedanken zu Tagesereignissen auszudrücken, wobei sie realistischen Blick und gesunden Menschenverstand an den Tag legt. Ihre Beschreibungen von Bekannten und kleinen Szenen aus dem Alltag besitzen zu dieser Zeit eine besondere Freiheit, denn sie sind durch eine Ironie gekennzeichnet, in der sich kritische Intelligenz und Freude an lebendiger, bisweilen sogar spöttischer Darstellung verbinden (vgl. die Beschreibungen verschiede-

---

[27] Dieser Brief ist nur mit «4ten Juli» datiert, bezieht sich jedoch nach Inhalt und Schrift (vgl. Anm. 29) klar auf die Abreise Meyers zur Tagsatzung in Luzern. Die Nummerierung in CFM 387.4 ist an dieser Stelle besonders verwirrend, denn zwischen die Briefe Nr. 5 und Nr. 7 vom 22.7. und 27.7.1828 ist als Nr. 6 derjenige vom 28.7.1829 eingeschoben; als Nr. 8 folgt dann der zitierte Brief vom 4.7.1831, als Nr. 9 derjenige vom 13.7.1829.

ner kirchlicher und politischer Persönlichkeiten in den Briefen vom 4.7. und 1.8.1831, Nr. 8,15).

Die Anpassung an die Realität verstärkt also einerseits Offenheit und Selbstvertrauen, was zu einer deutlichen Abnahme ihrer 1828–1829 bald offen geäusserten, bald nur indirekt spürbaren Zukunftsangst führt. Andrerseits bestärkt diese Anpassung ihr Bedürfnis nach peinlicher Ordnung als einer Stütze gegen beängstigende Wechselfälle des Lebens. Diese letzteren Elemente sind im kulturell sanktionierten Muster weiblichen Verhaltens verankert, weshalb sie dann später unter den äusseren Belastungen von Witwenstand, Conrads schwieriger Entwicklung und finanzieller Sorgen Betsy Ulrichs Reaktionen stärker bestimmen als dies ihr nur selten realisierter (realisierbarer) Wagemut und ihr erst spät erworbenes Selbstvertrauen tun können.

«Eine sehr bedenkliche Gabe»

Der ungewöhnlich gute Einblick, den wir in Betsy Ulrichs Leben und Denken gewinnen können, ist zuerst ihrer Liebe zur Korrespondenz, zum Lesen und Schreiben überhaupt zu verdanken (und sodann der Sorgfalt all jener, besonders der Tochter, die ihre schriftlichen Äusserungen sammelten und aufbewahrten). Sie ist belesen: Lina Freys Liste der allein in den Aufzeichnungen zitierten Autoren[28] erwähnt neben einigen unbekannten Namen Euripides, Lavater, Gellert, Claudius Ossian, Herder, Klinger, Jacobi, Schiller, Goethe, Jean Paul, Uhland und Gustav Schwab, dann Pascal Fénelon, La Bruyère, Mme de Staël und Manzoni (in französischer Übersetzung). Ihre Texte zeigen einen gewandten Stil, lebendigen Ausdruck und oft eine spürbare Lust am Formulieren. In andern Worten: sie besitzt eine gar nicht unbeträchtliche Begabung zum Schreiben. So stellt sich die Frage noch einmal und mit verschärfter Eindringlichkeit: Warum hat diese Mutter für die literarischen Pläne ihres Sohnes nur schweigende Skepsis und gar offene Abwehr übrig?

---

[28] Da die Aufzeichnungen wohl nur für die Jahre 1828–31 einigermassen ausführlich sind (vgl. Anm. 10), gibt die Liste nur einen sehr beschränkten Einblick in Betsy Ulrichs Lektüre.

Schreiben gehört von früh an zu Betsy Ulrichs Leben. Schon die ersten erhaltenen Briefe aus den Jahren 1817–1821[29] zeigen eine bei der damaligen Mädchenbildung erstaunlich geschmeidige Ausdrucksweise sowie den Ton echter Empfindung. Zeit ihres Lebens ist Betsy Ulrich die Erledigung einer weit verzweigten Korrespondenz eine wesentliche Pflicht, die sie nur unter heftigsten Kopfschmerzen und grosser häuslicher Belastung vernachlässigt. Trotz gelegentlichen Klagen ist das Briefschreiben für sie mehr als Pflicht, nämlich inneres Bedürfnis. Es ist für sie als Frau, als Gattin, Mutter und Vorsteherin eines ganzen Hauswesens die eine erlaubte, ja für den Zusammenhalt von Familien- und Freundeskreis sogar geforderte Form des Schreibens.

Briefe sind auch für eine gebildete Frau wie Betsy Ulrich der einzige akzeptierte und natürlicherweise offenstehende Weg, Gedanken und Gefühlen eine festere, schriftliche Form zu geben. Damit dokumentiert Betsy Ulrich ihre geistige Existenz inmitten der spurlos verschwindenden Hausarbeit und verbindet ihre enge Zürcher Welt mit den Freunden am Genfersee und mit Marie Jäger in Stuttgart, der Nichte Gustav Schwabs und der späteren Frau Gustav Pfizers. Die Korrespondenz gewährt einen Raum der Freiheit, doch in den stets fühlbaren Grenzen eines sehr funktionellen Genres, worin die Möglichkeiten des Schreibens von den jeweiligen Partnern abhängen und sowohl von der spezifischen

---

[29] Es handelt sich dabei um 4 Briefe an den Bruder aus dem Sommer 1817, als dieser sich vor seinem Tod zur Erholung bei Verwandten auf dem Land aufhält, und 2 Briefe von 1818 und 1821 an Frau Dekan Schinz, eine Freundin der Mutter. Der Brief von 1821 zeigt eine auffallende Veränderung der Handschrift ins Dekorative, was Luise Pusch vermuten liess, Betsy Ulrich habe sich mit Kalligraphie beschäftigt. Da Frey (*CFM,* 24) die Unveränderlichkeit ihrer Schrift hervorhebt, sollen hier noch einige weitere Bemerkungen angefügt werden. Der dekorative Zug verschleift sich in den Briefen von 1827–31, ohne jedoch ganz zu verschwinden; etwa 1835 beginnt sie, die lateinische Schrift zu gebrauchen, die einen ganz anderen Schrifttypus darstellt. Betsy Ulrichs Schrift der 40er Jahre weist ungewöhnliche Aufstriche zu Kleinbuchstaben sowie dekorative Schleifen in Majuskeln auf; die Schrift der 50er Jahre ist grösser und breiter, die an sich schon schwungvollen Unterlängen werden noch ausgeprägter; die Schrift der letzten Briefe ist noch grösser und wirkt mit den völlig überdimensionierten Unterlängen und dicken Abstrichen sehr beunruhigend. Auf Grund dieser Schriftveränderungen können Betsy Ulrichs Dokumente – ähnlich wie bei ihrem Sohn – nach der Schrift datiert werden. Freys oben zitierte Feststellung entspricht nicht den Tatsachen; richtig ist jedoch seine Bemerkung, dass Betsy Ulrichs Schrift unter den damaligen Damenhandschriften als eigenwillig auffällt und zwar seit 1821.

Pflicht der Antwort wie der Form des Briefes geprägt sind. Was immer Betsy Ulrich an innerem Bedürfnis empfindet, äussert sich nur in dieser Form der Pflicht; die Pflicht jedoch gibt ihrem Schreiben zugleich den nötigen Schutz- und Freiraum.

Die eingehende, umsichtig gepflegte und zugleich lebendige Weise, in der Betsy Ulrich Briefe aus nah und fern, von vertrauten Freunden und entfernten Bekannten beantwortet, gibt Zeugnis von einem beweglichen, ausdrucksfähigen Geist, lässt aber zugleich auch bewusste Disziplin spüren. Briefeschreiben wird für sie mehr und mehr zum Zeichen geistiger Fähigkeiten und zu einer wesentlichen, klärenden Form menschlicher Beziehungen. Deshalb legt sie besonderen Wert darauf, dass ihre Kinder Briefe schnell und ordentlich erledigen. An Betsy erlebt sie in dieser Hinsicht eitel Freude, denn sie schreibt der Mutter nicht nur prompt und ausführlich, sondern während ihrer Welschlandaufenthalte auch auf Französisch, womit sie in den Augen Betsy Ulrichs erst ihre Bildung voll unter Beweis stellt. Conrad hingegen ist in der Korrespondenz mit der Mutter saumselig und lakonisch und weigert sich allen Ermahnungen zum Trotz, die französische Sprache zu benützen, die er in den gleichzeitigen Briefen an Cécile Borrel (vgl. *Crise*) mit Leichtigkeit und offensichtlichem Vergnügen handhabt. Gerade dieser Widerstand lässt erkennen, dass sich in Mutter und Sohn zwei sehr verschiedene Ansichten über das Schreiben gegenüberstehen.

Zwischen dem erlaubten Briefeschreiben und dem Schreiben von Texten mit literarischem Anspruch gibt es für Betsy Ulrich einen gewichtigen Unterschied, der gar nicht mit der Frage von Conrads Talent zu tun hat, sondern vielmehr mit der dem Schreiben innewohnenden Gefahr einer absoluten künstlerischen Autonomie. Hinweise darauf kommen aus einer Serie von Auszügen aus ihrer Lektüre, aus ihren Lesefrüchten[30], deren längster Eintrag (Bl. 13–17) aus einer Schrift Carl Ullmanns mit dem Titel «Der Cultus des Genius»[31] stammt.

---

[30] Vgl. CFM 388.2, enthält 32 Blätter. Meine Datierung stützt sich auf die datierten Eintragungen, die Buchtitel mit Publikationsjahr und die Schriftzüge.

[31] *Der Cultus des Genius mit besonderer Beziehung auf Schiller und sein Verhältnis zum Christentum.* Theologisch-ästhetische Erläuterungen von C(arl) Ullmann und G(ustav) Schwab. Hamburg: Friedrich Perthes, 1840 (neuer verbesserter Abdruck), 188 S. Anlässe zu diesem Buch waren ein zweibändiges Werk von Rudolf Binder *Schillers Verhältnis zum Christentum* (Stuttgart: Metzler, 1839) und die Enthüllung des Schillerdenkmals in Stuttgart 1839.

Das erste Zitat ist der Satz, dem wir den Titel für diesen Abschnitt entnommen haben: «Das, was wir Genie nennen, ist meist eine sehr bedenkliche Gabe für ihren Besitzer.» (Bl. 13). Bedenklicher als die dem Künstler auferlegten «tiefen Kämpfe und Leiden» ist die Tatsache, dass das künstlerische Genie sich selbst und andern immer wieder als göttlich, als Gegenstand höchster Verehrung erscheint. Ullmanns Schrift zielt letztlich darauf hin, dem Künstlertum den ihm gebührenden Platz anzuweisen, und das heisst einen Platz nach und unterhalb von Gott. Denn «(d)er Genius spricht zu unserem Geist, Gott spricht zu unserem Gewissen», und deshalb ist der Genius nicht «eigentlich schaffend..., erlösend und heiligend aber nur in sehr bedingter Weise» (Bl. 15). Was Ullmann kritisiert, ist die damals häufig auftretende Gleichsetzung des künstlerischen Genies mit Gott, dem höchsten, ursprünglich schöpferischen Prinzip, eine Gleichsetzung, die dann zu dem in Ullmanns Titel erwähnten Kult des Genies führt, der seiner Meinung nach «die Religion der Gebildeten» ist (Bl. 16).

Eine solche Gleichsetzung von Gott und menschlich-künstlerischem Genius hat Betsy Ulrich von ihrem Glauben her seit eh und je abgelehnt, was aber offensichtlich ihrer Verehrung von klassisch gewordenen Dichtern keinen Abbruch tut. In bezug auf die bisweilen geäusserte Wertschätzung des Genies mag sie wohl ein gewisses Unbehagen empfunden haben, das ihr aber erst in den späteren Dreissigerjahren klarer bewusst wird. 1835/6 erscheint das Werk von David Friedrich Strauss *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet,* das Jesus und die Evangelien vermenschlicht, was implizit die Vergöttlichung des menschlichen Geistes erleichtert. 1839 führt sodann Strauss' Berufung an die theologische Fakultät der Universität Zürich zu politischen Unruhen, die zwar die Zürcher Konservativen – unter ihnen Ferdinand Meyer – wieder an die Regierung bringen, die aber zugleich die aufrührerische Potenz solcher Ideen zeigen. Da Betsy Ulrichs Auszüge aus Ullmann erst nach einem diese Zürcher Ereignisse erwähnenden Zitat (Bl. 7–8) erscheinen, können wir annehmen, dass Ullmanns Ideen sie beeinflussen, indem sie ihrem Unbehagen über die Vergöttlichung des künstlerischen Genies eine theoretisch-religiöse Grundlage geben.

Ferdinand Meyer teilt diese Sicht. In zwei kurzen Betrachtungen von 1836 und 1838 formuliert er seine christozentrische Weltanschauung, die ausgedehnte Bildung und naturwissenschaftliche Kenntnis klar

Christus unterordnet[32]. Durch seinen frühen Tod gewinnen seine Ansichten für Betsy Ulrich noch zusätzliches Gewicht. Bereits einige Jahre, bevor Conrad sich literarischen Hoffnungen hingibt, hat sich also Betsy Ulrichs Haltung dem Schöpfertum gegenüber verengt und versteift. Dieser gedankliche Zusammenhang veranlasst sie dann auch dazu, in Conrads Verhalten nach 1845 nicht das Suchen eines noch unsicheren Geistes, sondern einen höchst gefährlichen Stolz zu sehen, der ihr umso gefährlicher erscheint als Conrad alle andern Pflichten – Studium, Vorbereitung auf einen Beruf, Umgang mit Familie und Freunden – zugunsten der Kunst, ja sogar zugunsten nur eines Traumes davon zunehmend missachtet.

Für Aussenstehende kann Conrads dichterische Berufung nur als Traum wirken, als ein Gespinst der Innenwelt, das in der Realität keinen Rückhalt findet, ja einen solchen anscheinend nicht einmal sucht. Damit gerät sein Traum in nächste Nähe zu Betsy Ulrichs geheimen Jugendträumen, die sie auf Anraten des Vaters der Vernunft unterstellte, die damals für eine Frau nichts anderes bedeutete als die Annahme einer kulturell festgelegten Rolle, die eigene geistige Tätigkeit und Lebensgestaltung stärkstens beschnitt, verbot oder dann der Ächtung preisgab[33]. Conrad hingegen nimmt sich die Freiheit, die sie nicht haben durfte, die sie der Pflicht unterstellen musste. Dass sie mit ihren Träumen auch einen Wunsch zum Schreiben unterdrückt haben mag, wird

---

[32] Vgl. «Osterbetrachtung eines Laien. 1836.» Ferdinand Meyer schreibt u.a.: «Wohl leuchtet auch aus anderen Systemen manches Gestirn freundlich zu uns herüber, und wir freuen uns des bunten Gewimmels, und wissen gar wohl, dass es noch unermessliche Welten gibt, die ausser dem Bereich der unsrigen liegen. Aber *unsere* Sonne ist Jesus Christus; und was immer Grosses in *unserer* Welt sich bewegt, in welcher Bahn u. Richtung es sei, und wie eigenthümlich es sich gestalte: unmittelbar oder mittelbar, bewusst oder unbewusst, ist es urthümlich von ihm ausgegangen.» In der «Weihnachtsbetrachtung eines Laien» von 1838 kontrastiert er sodann die «Eiseskälte» von Strauss' Reflexionen über Christus mit seiner eigenen religiösen Erfahrung. (CFM 382.9)

[33] Die Notwendigkeit einer solchen Einordnung gewinnt am Schicksal von Betsy Ulrichs Freundin Wilhelmine Meyer von Knonau besondere Deutlichkeit. Wilhelmine heiratete nicht und beging 1835 während eines Aufenthaltes in Oberitalien Selbstmord. Der selbstgewählte Tod ist ein trauriger Kommentar zum Leben dieser offensichtlich vielseitig interessierten und hochintelligenten Frau.

in der Obsession, mit der sie später ihre Korrespondenz führt, als Möglichkeit angedeutet.

Der Bezug von Conrads Dichtertraum zu Betsy Ulrichs eigenen Träumen und deren Unterdrückung erklärt auf emotioneller Ebene sowohl ihre missbilligende Abwehr, ihre Weigerung, den Traum ernstzunehmen, wie auch das damit verbundene seltsame Gewährenlassen. Zu vertraut mit den Reizen des Traumes hat sie nicht, vielleicht nicht mehr die Kraft, diesem Traum im Sohn entgegenzutreten und ihn entweder offen zu fördern oder klar zu bekämpfen. Eine konservativ christliche Haltung, die sich in Ferdinand Meyer und in Carl Ullmanns Schrift besonders deutlich verkörpert, zieht auf gedanklicher Ebene all ihre inneren Energien, die sie zur Anpassung an die Realität sowie zum Überleben nach Ferdinand Meyers Tod aufbringen muss, an sich und versteift so ihre emotionelle Abwehr mit intellektuell-religiösen Gründen. Betsy Ulrich ist daher die Gefangene ihrer eigenen Anpassung, in der sie gelernt hat, die «edelsten Eigenschaften des Geistes» so perfekt mit den Tugenden der Hausfrau zu verbinden.

Der Kreis schliesst sich doppelt. Wir sind wieder bei Bluntschlis ungewöhnlich reichhaltiger Beschreibung angekommen, die noch im Lob ihres züchtigen Hausfrauentums eine unterschwellige Spannung andeutet, wenn er sagt, dass «etwas Unberechenbares» in ihr war und dass sie den Halt der Religion brauchte, weil «ihr beweglicher und entzündlicher Geist sie leicht hätte ins Masslose und ins Weite fortreissen können» (vgl. S. 6). Auf der Ebene der biographischen Daten und inneren Motivationen sind wir wieder bei Betsy Ulrichs Erlebnissen in den Zwanzigerjahren angekommen, bei jener Erweiterung ihrer Welt in Lausanne und der danach erforderlichen Eingliederung in den begrenzten weiblichen Pflichtenkreis.

Bluntschli, Conrad Ferdinand Meyer (vgl. S. 4f.) und Adolf Frey (vgl. S. 19) geben beredtes Zeugnis davon, mit welchem Erfolg Betsy Ulrich ihren wagemutigen, entzündlichen Geist in die eng gefasste ideale Weiblichkeit einordnet. Doch der vom Sohn erwähnte «heitere Geist» kann das «traurige Herz» nicht heilen; die von Vernunft und Rollennorm geforderte Abwehr des Traumes besitzt neben der Kontrolle auch eine unberechenbare Seite, die sie in der Begegnung mit dem Traum des Sohnes zu einem Verhalten hinreisst, das den Massen und Erkenntnissen ihres eigenen Geistes nicht mehr entspricht.